

# Des Johannes vom Kreuz Lied von Gottes Schönheit

Walter Repges, Wachtberg-Villiprott

Es gibt viele Weisen, Gott zu beschreiben, ihm einen Namen zu geben, seine Eigenschaften zu rühmen: seine Weisheit, seine Stärke, seine Barmherzigkeit. Was Johannes rühmt, ist Gottes Schönheit. Sie ist ihm „die höchste Aussage über Gott“<sup>1</sup>. Und ganz hingerissen ist Johannes von dem Gedanken, daß Gottes Schönheit einmal unsere Schönheit sein soll und daß dieses das Ziel des innersten Sehnsens unseres Herzens, ja des Sehnsens der ganzen Schöpfung ist. Darum schreibt er wörtlich:

*„Verwandle mich in deine Schönheit ...  
So werden ich und du  
erscheinen in deiner Schönheit.  
Meine Schönheit wird die deine  
und deine Schönheit wird die meine sein.  
So werde ich du  
und du wirst ich sein,  
denn deine Schönheit  
wird die meine sein.“*<sup>2</sup>

Eine solche Aussage des Johannes läßt begreifen, weshalb er, als er in einem Volkslied das Wort „Schönheit“ vernahm, sogleich an Gott denken mußte und weshalb er sich flugs daran machte, dieses Lied umzudichten, es auf Gott – den Schönsten von allen (Ps 45,3) – zu beziehen, es zu „divinisieren“ (und damit das zu tun, was im Spanien des 16. und 17. Jahrhunderts große Mode war; nur gelang es nicht allen so gut wie dem Johannes).

Das volkstümliche Lied, das Johannes zu seiner Umdichtung anregte – Damaso Alonso hat es aufgespürt<sup>3</sup> –, hatte die Form eines „villancico“. Johannes hat sie beibehalten: dem Gedicht geht ein Vorspruch mit den wichtigsten Themen voran, und das Ende des Vorspruchs kehrt am Ende jeder Strophe als Kehrreim wieder. Dabei dürfen wir annehmen, daß dieser Kehr-

<sup>1</sup> So wörtlich Hans Urs von Balthasar, *Juan de la Cruz*, in: *Herrlichkeit – Eine theologische Ästhetik*, Bd. II, Teil 2. Einsiedeln 1969, 511.

<sup>2</sup> Hier zitiert nach Johannes vom Kreuz, *Ich will ich suchen, den meine Seele liebt*. Hrsg. vom Karmel in Mailand. München – Zürich – Wien 1988, 73.

<sup>3</sup> Damaso Alonso, *La poesía de San Juan de la Cruz* (desde esta ladera). Madrid 1942, 116 f.

reim von allen, denen der Sänger sein Lied vortrug, gemeinsam gesungen (und getanzt?) wurde. Und ebenso dürfen wir annehmen, daß dieses auch für das Lied des Johannes gilt, das er möglicherweise selbst seinen Novizen vortrug bzw. vorsang<sup>4</sup>.

Der Vorspruch des Johannes-Liedes lautet:

*An die Schönheit, alle Schönheit,  
werd' ich niemals mich verlieren –  
nur an ein ich-weiß-nicht-was,  
das man findet, wenn man Glück hat.*

Das Lied beginnt also mit der Zurückweisung aller – aller! – Schönheit dieser Erde und das um einer Sache willen, die Johannes nicht benennen kann und die es – so muß man argwöhnen – womöglich auch gar nicht gibt.

Da fragt man sich unwillkürlich: Ist er denn von allen guten Geistern verlassen? Ist das nicht eine Zumutung? Zumutung eines Verrückten?

Doch dann stutzt man. War nicht auch Paulus ein Tor um Christi willen (1 Kor 4,10)? Sagte man nicht auch von Jesus selbst (– was später – Apg 26,24 – auch Paulus zu hören bekam –), er sei von Sinnen (Mk 3,21)? Sollte Johannes also womöglich gerade mit der Unsinnigkeit seiner „Welt-Anschauung“ das Eigentliche der Botschaft des Christentums getroffen und verkündet haben? Und es darum verdienen, daß man genauer betrachtet, was er uns denn nun sagen will?

Dieses ist, so scheint es, ein Doppeltes:

einmal: was man hat, soll man gering achten, und mag es noch so schön sein; zum anderen: es gibt noch etwas anderes; das aber ist so unendlich anders, daß man nicht einmal weiß, was es denn ist, nur, daß es unverfügbar ist, daß man es durch noch so große Anstrengungen nicht selber machen und verdienen kann, daß man es sich schenken lassen muß und daß es ein berauschendes Glück ist, wenn man es wie zufällig findet, und daß es sich lohnt, seinetwegen auf alles andere zu verzichten.

Natürlich will man wissen, was das denn ist, dessentwegen man auf die Güter dieser Erde verzichten und lieber ihr Gegenteil – Krankheit, Entbehren, Unverstandensein – ertragen soll. Doch Johannes weigert sich beharrlich, etwas anderes zu sagen als: ich weiß es nicht. Statt dessen wiederholt er, neun Strophen lang, seine unsinnige Forderung, auf das Glück, das so nahe ist, zu verzichten, und seine unsinnige Konsequenz, auf das Glück,

---

<sup>4</sup> Georges Tavad weist auf den pädagogischen Wert bzw. die pädagogische Absicht dieses Gedichtes hin und vernimmt in ihm die Stimme des Novizenmeisters und geistlichen Lehrers. (G. Tavad, *Jean de la Croix – Poète mystique*. Paris 1987, 223).

das so ferne ist, zu warten, und versucht er, beides in immer neuen Anläufen zu begründen.

Neun Gründe nennt er jeweils in der vierzeiligen ersten Hälfte jeder der neun Strophen, und neunmal zieht er daraus – in dem zweiten Vierzeiler der betreffenden Strophe – die Folgerung: also ist es doch besser, seine Liebe, seine Hingabe, sein Sich-verlieren-an aufzubewahren für dieses ich-weiß-nicht-was, das geschenkt zu erhalten ein so unbeschreibliches Glück ist.

Immer eindringlicher wird das, was in seinen Augen allein das Leben lohnt, dem Leser und Hörer eingeprägt. Zehnmals erklingt dieser Kehrreim von dem ich-weiß-nicht-was, das man nur per Zufall, nur wenn man Glück hat, nur als unverdientes und unverdienbares Geschenk erhalten kann. Davon ist des Dichters Herz erfüllt, und das und nur das will er dem Hörer mitteilen, ihm einprägen, ja geradezu ihm einhämmern. Deshalb wiederholt er es immerzu. „Wie letztthin“ – so schreibt Franz Rosenzweig<sup>5</sup> – „überhaupt die Wiederholung die große und einzige Form ist, die der Mensch zum Aussprechen seines ganz Wahren hat... Die Lüge hat viele Möglichkeiten, die Wahrheit nur wenige, im Grunde immer nur eine. Daß sie nicht müde wird, dies immer Eine immer wieder neu zu sagen, darin bezeugt sie ihre währende Kraft.“ Und Johannes wiederholt es, ohne ihr Geheimnis preiszugeben. Denn auch das ist Wahrheit: es ist nicht zu fassen, nicht auszusagen, nicht preiszugeben – es ist und und bleibt ein ich-weiß-nicht-was.

Was im Vorspruch schlicht festgestellt wird – das Allerschönste, das, was allein es verdient, daß man sich daran verliert, ist das, von dem man sich überraschen lassen muß, – das erscheint in den nachfolgenden Strophen als Schlußfolgerung aus dem jeweils zuvor genannten Grund für die Feststellungen des Vorspruchs. Diese Schlußfolgerung ist immer die gleiche: es geht nichts über das ich-weiß-nicht-was, das man auf sich zukommen lassen muß. Die Gründe, aus denen diese Schlußfolgerung gezogen wird, sind dagegen immer neue, sie steigern sich, streben einem Höhepunkt zu (in der fünften Strophe) und entfalten diesen sodann, um am Schluß noch einmal zusammengefaßt zu werden.

Dabei gehören immer zwei Strophen zusammen: die erste und die zweite, die dritte und die vierte, die fünfte und die sechste, und schließlich auch die siebte und die achte.

Die erste Strophe nennt die Gefahren des Geschmacks an vergänglichen Gütern. Die zweite zieht die Konsequenz daraus: sich nicht dabei aufhalten, weitergehen.

<sup>5</sup> Franz Rosenzweig, *Jehuda Halewi*, Berlin o. J. (1927), 167.

*1. Gutes schmecken, das vergänglich,  
kann nur dazu führen,  
daß der Appetit vergeht  
und der Gaumen wund wird.*

*Drum – bei aller Süße –  
werd ich niemals mich verlieren  
außer an ich-weiß-nicht-was,  
das man findet, wenn man Glück hat.*

*2. Einem hochgemuten Herzen  
kommt nicht in den Sinn zu halten,  
wo man weitergehen kann,  
mag es noch so schwierig sein.*

*Nichts ist ihm zu viel.  
So groß wird sein Glaube,  
daß er schmeckt ich-weiß-nicht-was,  
das man findet, wenn man Glück hat.*

*Strophe 1:* Die Güter dieser Erde wird man leid. Es vergeht der Appetit daran. Sie sind wie Süßigkeiten, die man auch nicht den ganzen Tag schlecken und von denen man nicht leben kann.

*Strophe 2:* Wer etwas auf sich hält, wer nicht mittelmäßig bleiben, wer weiterkommen will, der hält sich ohnehin nicht bei Dingen auf, die vergänglich sind. Was wäre das für ein armseliger Mensch, der sich mit Schleckereien aus Kindertagen zufrieden gäbe. Einem hochgemuten Herzen kommt es nie in den Sinn, stehen zu bleiben. Das Wort „genug“ kennt es nicht, nur ein „noch mehr“, ein „weiter“, ein „über alles hinaus“. Und wenn die Vernunft ihm gebieten sollte, sich mit Mittelmäßigem zufrieden zu geben – nach dem Motto: Was man hat, das hat man und das sollte man nicht leichtfertig aufs Spiel setzen um der Dinge willen, die man nicht hat und nicht kennt und für die es keine Beweise gibt –, dann sagt ihm doch der Glaube, der in seinem Herzen wohnt: nichts ist genug, nichts ist zu viel, mir reicht das alles nicht, es muß jenseits der Grenzen, die die Vernunft mir zieht, noch ein mehr geben, ein noch schöner, noch größer. Mein Herz sagt es mir, mein unzufriedenes, hungerndes und dürstendes und unruhiges Herz. –

Die dritte Strophe zeigt, wie Liebe zu Gott den Geschmack (– die erste Strophe hatte dieses Bild eingeführt; es wird uns bis zu siebten Strophe nicht

mehr verlassen –) verändern, ja sich selbst entfremden kann. Die vierte zeigt, daß Entfremdung für die ganze Schöpfung gilt.

*3. Wer vor Liebe krank ist,  
weil ihn Gottes Sein berührte,  
wird in seinem Schmecken so,  
daß ihm nichts mehr schmeckt –*

*wie dem Fieberkranken  
jeder Appetit vergeht –  
außer auf ich-weiß-nicht-was,  
das man findet, wenn man Glück hat.*

*4. Das ist nicht erstaunlich,  
daß das Schmecken sich so wandelt.  
Ist der Grund dafür doch  
fremd und derart anders,*

*daß die ganze Schöpfung  
sich verfremdet sieht.  
Ein ich-weiß-nicht-was nur schmeckt ihr,  
das man findet, wenn man Glück hat.*

*Strophe 3:* Es gibt noch mehr. Johannes behauptet es einfach, offenbar, weil er es selbst erfahren hat. Es gibt ein Angerührtsein vom Göttlichen. Und das macht, daß einem alles andere nicht mehr schmeckt. Das macht, daß man wird wie ein Fieberkranker: dem kann man auch vorsetzen, was man will. Nichts schmeckt ihm mehr. Das macht aber vor allem, daß man krank wird vor Liebe zu diesem ungenannten und unnennbaren göttlichen Jemand, obwohl er doch der ist, der diese ganze Schöpfung zu verantworten hat - und damit auch unsere Enttäuschungen, unser Unausgefülltsein, unseren unstillbaren Hunger nach etwas anderem. Johannes ist da wie Augustinus, der bekannte: „Ich lechze nach dir, o Gott, denn du hast mich berührt, und nun bin ich entbrannt.“<sup>6</sup>

*Strophe 4:* Weiter geht Johannes in seiner Begründung. Hat er doch einen Zipfel von diesem alles begründenden Grund erhascht. Es gibt diese Menschen, die – angerührt von Gott – um Gottes willen die Welt verlassen – die Geschichte der Religionen weiß davon zu berichten. Aber der Grund ist

<sup>6</sup> Bekenntnisse X, 27, 38

nicht, daß es überall und jederzeit Verrückte gibt. Der Grund ist der, daß es dieses von-Gott-berührt-sein gibt, ja, daß es darüber hinaus und diesem vorangehend dieses unendlich andere gibt, das macht, daß das, was ist, was wir sehen, hören, fühlen, schmecken, haben und genießen, daß dieses alles sich selbst verfremdet ist, weil ein anderes, jenseitiges, es trägt und es lockt. –

Die fünfte Strophe – Mitte des ganzen Gedichts (vier Strophen zuvor, vier Strophen danach) – verweist auf jene einzige und einzigartige Schönheit, die allein es wert ist, daß man sich an sie verliert. Nur der Glaube kann sie schauen (Strophe 5), denn – so erläutert die sechste Strophe – sie ist jenseits von allem, was ist: ohne Form und ohne Gestalt.

Die siebte Strophe knüpft an das in der 6. Strophe genannte Wort jenseits an: es geht um ein jenseits von allem, was war, was ist und was sein wird, was darum hier nicht zu finden und zu verkosten ist, was vielmehr – so ergänzt die achte Strophe – so jenseitig, so unendlich anders, so hoch ist, daß nur ein Kind es annehmen kann und der, der bereit ist, zu werden wie ein Kind.

*5. Hat einmal den Willen  
Göttliches berührt,  
kann nur Gott allein  
seinen Hunger stillen.*

*Und da nur der Glaube  
Seine Schönheit sieht,  
schmeckt sie nur ich-weiß-nicht-was,  
das man findet, wenn man Glück hat.*

*6. Wenn nun einer so verliebt ist,  
sollte man da Mitleid haben?  
Alles, was geschaffen ist,  
will ihm nicht gefallen.*

*Was nicht Form hat noch Gestalt,  
was nicht Halt gibt oder Stütze,  
schmeckt ihm: ein ich-weiß-nicht-was,  
das man findet, wenn man Glück hat.*

*7. Glaubst nicht, daß der inn're Mensch,  
dessen Wert so groß und hoch ist,  
Freude finde und Vergnügen  
an den Gütern dieser Erde.*

*Mehr als alle Schönheit,  
alles einst und jetzt und später  
schmeckt ihm ein ich-weiß-nicht-was,  
das man findet, wenn man Glück hat.*

*8. Der, der weiterkommen will,  
wird sich lieber um das kümmern,  
was noch zu gewinnen ist,  
als um das, was schon erreicht ist.*

*Um das Höh're zu gewinnen,  
mache ich mich klein, erst recht  
klein vor dem ich-weiß-nicht-was,  
das man findet, wenn man Glück hat.*

*Strophe 5:* Kann es noch mehr geben als Begründung für die unsinnige Forderung, die Johannes zu Beginn seines Gedichtes erhoben hatte? Hier ist sie, in der Mitte und auf dem Höhepunkt seines Liedes: Wer von Gott angerührt ist, kann mit nichts anderem als mit Gott selbst zufrieden sein. Paulus hatte es im Römerbrief schon gesagt: das, worauf die Schöpfung voller Sehnsucht seufzend wartet und was allein sie befreien kann aus Verlorenheit und Vergänglichkeit, ist nichts weniger als Gottes Herrlichkeit (vgl. Röm 8,21 f.). „Nach dir, Gott, lechzt meine Seele – wie der Hirsch nach frischem Wasser!“ So heißt der Psalmist uns beten (Ps 42,2).

Johannes sagt es mit seinen eigenen Worten: Gott allein kann des Menschen Hungern und Dürsten stillen. Jeder Versuch, den Durst nach dem Unendlichen an den trüben Gewässern des Endlichen stillen zu wollen, ist deshalb von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Sind doch, wie Johannes einmal wörtlich schreibt, alle Dinge des Himmels und der Erde mit Gott verglichen nichts (S I 4, 4).

Hier, auf dem Höhepunkt des Gedichts, am Ziel und Ende alles Raisonierens, ist das Wort Schönheit wieder da. Jetzt aber als die Schönheit, der man sich nicht zu entziehen braucht, die man vielmehr genießen, schmecken, verkosten darf, soll, muß, und der gegenüber alle Schönheit dieser Erde nur ein blasser Schatten ist, nicht wert, daß man sich dabei aufhält oder gar sich an sie verliert. Von der Schönheit dieser Erde sagt Johannes darum, daß sie im Vergleich zu Gottes Schönheit Häßlichkeit sei (S I 4, 4), und er erinnert dabei an ein Wort aus dem Buch der Sprüche: „Trügerisch ist Anmut, vergänglich die Schönheit“ (Spr 31,30).

Von Gottes Schönheit aber ist Johannes geradezu berauscht. Von ihm weiß er – das Buch der Weisheit hat es ihn gelehrt –, daß er der Urheber der

Schönheit (13,3) ist und daß das, was die Gerechten aus seiner Hand empfangen, darum die Krone der Schönheit ist (5,16). Auch hier ist Johannes wie Augustinus, der bekannte: „Spät hab ich dich geliebt, du Schönheit, ewig alt und ewig neu.“<sup>7</sup>

Und warum und wieso ist Gott schön, so schön, daß man seinetwegen alles stehen und liegen läßt und nicht nur die Übel, sondern sogar die Schönheit seiner Schöpfung vergißt? Worin besteht denn seine Schönheit?

Die Antwort, die Johannes in den *Strophen 6 und 7* gibt, ist erstaunlich: Weil er genau das nicht ist und das nicht hat, was wir uns unter Schönheit vorstellen. Plotin hatte gelehrt, das Wissen der Alten zusammenfassend: „Allgemein wird behauptet, daß ein Wohlverhältnis der Teile zueinander und zum Ganzen die sichtbare Schönheit ausmacht. Schönheit bedeutet für die sichtbaren Dinge – wie für alles andere – symmetrisch sein, Maß in sich haben.“<sup>8</sup> Thomas von Aquin fordert, damit etwas schön sei, ein dreifaches: Vollständigkeit (integritas), die rechten Proportionen (proportio) und Klarheit (claritas)<sup>9</sup>.

Johannes fegt das alles beiseite. Gottes Schönheit ist unendlich anders und unendlich erhaben über alle irdische Schönheit: sie ist ohne Form und ohne Gestalt, sie ist nicht zu fassen und bietet auch selbst keinen Halt, sie ist anders, mehr, verschieden von allem, was ist und was war und was jemals sein wird. Sie ist jenseits von Raum und jenseits von Zeit.

Johannes stört sich nicht an dem, was Plotin und Thomas philosophieren. Er macht sich vielmehr zu eigen, was schon Augustinus ihn und uns gelehrt hatte:

„Was aber liebe ich, da ich dich liebe? Nicht die Schönheit eines Körpers noch den Rhythmus der bewegten Zeit; nicht den Glanz des Lichtes, der da so lieb den Augen; nicht die süßen Melodien in der Welt des Tönens aller Art; nicht der Blumen, Salben, Spezereien Wohlgeruch; nicht Manna und nicht Honig; nicht Leibesglieder, die köstlich sind der fleischlichen Umarmung: nichts von alledem liebe ich, wenn ich liebe meinen Gott.

Und dennoch liebe ich ein Licht und einen Klang und einen Duft und eine Speise und eine Umarmung, wenn ich liebe meinen Gott: Licht und Klang und Duft und Speise und Umarmung meinem inneren Menschen. Dort erstrahlt meiner Seele, was kein Raum erfaßt; dort erklingt, was keine Zeit entführt; dort duftet, was kein Wind verweht; dort mundet, was keine Satttheit

<sup>7</sup> Bekenntnisse X, 27, 38

<sup>8</sup> Plotin, *Enneade* I 6, 4 „Über das Schöne“

<sup>9</sup> Wörtlich schreibt Thomas: „Ad pulchritudinem tria requiruntur: Prima quidem integritas sive perfectio; quae enim diminuta sunt, hoc ipso turpia sunt; et debita proportio, sive consonantia; et iterum claritas“ (*Summa theologiae*, I a, quaestio 39, art. 8,5)



vergällt; dort schmiegt sich an, was kein Überdruß auseinanderlöst. Das ist es, was ich liebe, wenn ich liebe meinen Gott.“<sup>10</sup>

Um es noch einmal zu wiederholen: Was kein Raum erfaßt, was keine Zeit entführt, sagt Augustinus. Johannes sagt es in den Strophen 6 und 7: ohne Form und Gestalt, jenseits von allem, was war, was ist und was jemals sein wird – so wie er in den ersten Strophen schon das andere, was Augustinus bekennt, auch seinerseits (weil er es ebenso wie Augustinus selbst erfahren hat) bezeugt: Was keine Sathheit vergällt, was kein Überdruß auseinanderlöst: das ist es, was ich liebe.

*Strophe 7* greift das Wort des Augustinus vom inneren Menschen auf. Paulus hatte es geprägt: „Wenn auch unser äußerer Mensch aufgerieben wird, der innere wird Tag für Tag erneuert“, heißt es im zweiten Korintherbrief (4,16). Und Paulus fügt hinzu, wen er damit meint: den, der nicht auf das Sichtbare starrt, sondern nach dem Unsichtbaren ausblickt; ist doch das Sichtbare vergänglich, das Unsichtbare dagegen ewig (2 Kor 4,18). Eben das meint auch Johannes: der innere Mensch findet nicht Gefallen an dem, was hier ihm schmeckt, vielmehr gefällt ihm das, was dem Jenseits angehört.

*Strophe 8* führt das fort, so wie die zweite Strophe die erste fortgeführt hatte: er will doch weiter, höher hinaus, das Vergängliche hinter sich lassen, das Unvergängliche gewinnen – aber nicht, indem er wie ein Raubritter auf Beutezug geht, sondern indem er klein wird wie ein Kind, um sich beschenken zu lassen mit dem, was kein Kind und kein Erwachsener selber machen kann: Gottes Zuwendung, Gottes Liebe, Gottes Huld. –

Die neunte Strophe resümiert das zuvor Gesagte: nichts von allem, was Sinn oder Geist erfassen oder sich ausmalen und ausdenken können, ist es wert, sich ihm hinzugeben, nur das eine ich-weiß-nicht-was.

*9. An das, was die Sinne  
fassen und erfassen können  
oder was der Geist begreift,  
mag es noch so hoch sein,  
  
auch an Anmut oder Schönheit  
werd ich niemals mich verlieren:  
nur an ein ich-weiß-nicht was,  
das man findet, wenn man Glück hat.*

<sup>10</sup> *Bekenntnisse* X 6, 8. Hier zitiert nach der Übersetzung von Joseph Bernhart. München 1960, 497 f.

*Strophe 9* ist die Zusammenfassung alles bisher Gesungenen und Besungenen. Es ist, als ließe Johannes alles vorher in wachsender Dichtheit zur Aussage Gebrachte noch einmal an uns vorüberziehen:

- vergänglichen Geschmack wird man leid;
- wer hochgemuten Sinnes ist, will immer höher hinaus;
- Gott selbst ist es, der den Menschen nach ihm sich sehnen läßt,
- ja, der die ganze Schöpfung nach dem Tag der Befreiung aus den Fesseln der Vergänglichkeit sich sehnen läßt;
- denn Gott ist doch die eigentliche, die wahre, ja die einzige Schönheit,
- die Schönheit jenseits aller Form und Gestalt,
- jenseits aller Zeit und Vergänglichkeit,
- die Schönheit, die das allerschönste ist, was man sich nur erwünschen und erträumen kann: ein Geschenk!

Die Strophe 9 kleidet das in das Begriffspaar, das Johannes auch in seinen übrigen Schriften verwendet, etwa in seinen Kommentaren zu seinem Lied von der dunklen Nacht und in seinem Lied „Entréme – Ich trat ein und wußt nicht wo“. Es ist das Begriffspaar vom sinnlichen und geistlichen Menschen, eben vom ganzen Menschen. Alles, was der Mensch ist und was er hat und was er kann, mag es noch so groß und staunenswert sein, reicht nicht aus, das eine und einzige zu machen oder zu erreichen, was seinem Leben Sinn und Inhalt und letzte Erfüllung geben kann. Und darum wiederholt Johannes zum zehnten Mal, was er nicht deutlich genug sagen kann: das Beste, Größte, Schönste, was es gibt – die Liebe, die Gnade, Gott –, muß man sich schenken lassen.

Die Botschaft, die Johannes uns in diesem Lied verkündet, lautet: Die Gestalt dieser Welt vergeht. Darum lohnt es sich nicht, sich an das Vergängliche zu klammern so, als sei es unvergänglich. „Darum soll, wer weint, sich so verhalten, als weine er nicht, und wer sich freut, als freue er sich nicht, wer sich die Welt zunutze macht, als nutze er sie nicht.“ (1 Kor 7,30 f.)

Vielmehr soll man beherzigen, was Johannes erfahren hat und bezeugt, ohne es beweisen zu können:

es gibt ein anderes, Größeres, Schöneres –

ein Du, dem man sich hingeben und sich anvertrauen und an das man sich verlieren kann, –

ein Du, das uns anzurühren und unseren Glauben und unsere Liebe zu wecken vermag, –

ein Du, das von uns nichts anderes erwartet als die leeren Hände, als den Hunger nach mehr, als

– wie Joseph Ratzinger es formuliert – „die Fähigkeit, auf das Unverfügbare in Geduld zu warten und sich von ihm beschenken zu lassen“<sup>11</sup>, – ein Du, das kommt wie ein Dieb in der Nacht: so plötzlich, so unberechenbar, so alle Pläne über den Haufen werfend – und das nicht, um uns etwas wegzunehmen, sondern um uns, was kein Dieb tut, etwas zu bringen: seine unvergleichliche Schönheit.

Johannes weiß ein Lied davon zu singen: dieses.<sup>12</sup>

---

<sup>11</sup> Joseph Cardinal Ratzinger, *Wendezeit für Europa? Diagnosen und Prognosen zur Lage von Kirche und Welt*. Einsiedeln – Freiburg 1991, 127.

<sup>12</sup> Der spanische Text des hier erläuterten Liedes beginnt mit den Worten „Por toda la hermosura nunca yo me perdere“. Er ist nachzulesen in: San Juan de la Cruz, *Obras Completas*, 2. a edicion, ed. José Vicente Rodríguez. Madrid 1980, pp. 108–110, sowie in: Johannes vom Kreuz, *Die dunkle Nacht und die Gedichte*, 2. Band der Sämtlichen Werke. Einsiedeln 1978, S. 246, 248, 250. Dieses Lied entstand offenbar als Gelegenheitsdichtung, wahrscheinlich in Granada, wo Johannes von 1582 bis 1588 tätig war. Die hier vorgelegte Übersetzung stammt vom Verfasser des obigen Artikels. Sie erschien zuerst – zusammen mit einigen der auch hier vorgelegten Gedanken zur Interpretation – in seinem Buch „*Nach Spanien reisen, um Gott zu finden. Auf den Spuren der Mystiker.*“ Frankfurt 1996, 160 ff. Wie um seine bleibende Aktualität zu unterstreichen, brachte auch die Wochenzeitung „*Christ in der Gegenwart*“ am 1. 9. 96 auf S. 285 f. unter dem Titel „*Für all die Schönheit dieser Welt*“ eine Übersetzung dieses Gedichtes von Mariano Delgado und Günter Stachel und eine Ausdeutung von Anna Maria Schlüter Rodés.